

**Vortrag von Prof. Dr. M. Herbst über das Thema „Wachsende Kirche“ im Rahmen der 13. Evangelischen Landessynode, 22. Sitzung, Stuttgart 13.06.2004:**

„Verehrter Herr Landesbischof, verehrter Herr Präsident, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder, „Würdest du mir bitte sagen, wie ich von hier aus weitergehen soll?“, fragte Alice im Wunderland. „Das hängt zum größten Teil davon ab, wohin du möchtest“, sagte die Katze. „Ach, wohin ist mir eigentlich gleich . . .“, erwiderte Alice. „Dann ist es auch egal, wie du weitergehst“, sagte die Katze.

Dass wir wissen müssen, wohin wir wollen, lernen wir hier von Lewis Carroll, auch als Kirche, denn nur wer weiß, wohin er will, wird die nächsten Schritte sinnvoll planen und dann auch tun. Sie haben Ihrer Tagung ein provokantes Thema gegeben: Wachsende Kirche. Sie beraten sogar die Einrichtung einer Stelle, und Sie bedenken den Plan, einen Kongress zu veranstalten. Eine wachsende Kirche steht Ihnen also als Ziel vor Augen. Für diese Perspektive gibt es zunächst auch gute Gründe, denn wir lesen in der Bibel, dass Gott selbst seiner Kirche Wachstum zusagt.

**Der Gemeinde Jesu ist Wachstum verheißen**

*These 1: Die Gemeinde Jesu soll nach Gottes Verheißung wachsen: sowohl an Zahl als auch in ihrem Glauben, ihrer Liebe und ihrer Hoffnung. Sie kann um dieses Wachstum bitten und dafür arbeiten. Letztlich aber ist Wachstum Gottes Gabe.*

Vom Wachsen ist in der Bibel häufig die Rede. Nicht Rückschritt oder Stagnation werden erwartet, sondern Wachstum und zwar Wachstum der einzelnen wie der ganzen Gemeinde. Dabei wechseln qualitative mit quantitativen Aussagen: Paulus schreibt, dass der Glaube und die Früchte der Gerechtigkeit wachsen sollen (2. Kor 10,15; 9,10). Ja, die Gemeinde soll in der Erkenntnis wachsen (Kol 1,10). Hinter dem Wachstum der Gemeinde in Glaube, Liebe und Hoffnung steht Gott, das ist feste Überzeugung der ersten Christen: Durch Gottes Wirken wächst der Leib (Kol 2,19). Zum Wachstum gehört aber auch, dass immer mehr dazukommen. „Seid fruchtbar und mehret euch“ (Gen 1,28) – das gilt im übertragenen Sinn auch für die Kirche! Die Gemeinde wächst, indem immer wieder Menschen „hinzugetan“ werden. Es wächst also auch die Zahl derer, die glauben (Apg 5,14; 12,24). Dieses und jenes Wachstum kann nun auch Ziel unseres Tuns werden. Wachstum darf man wollen: „Lasst uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus, von dem aus . . . der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe“ (Eph 4,15 und

16).

Wachstum ist also etwas Normales: Der Leib wächst, in Glaube, Liebe und Hoffnung, aber auch in der Zahl. Dahinter steht Gott, der Wachstum und Gedeihen schenkt, aber auch das Tun derer, die zum Leib Christi gehören, und deren Tun Gott in Dienst nimmt. [Am klarsten wird das alles vielleicht am Gleichnis vom Sämann und dem vierfachen Ackerfeld (Lk 8,4-8). Großzügig streut der Sämann den Samen auf den Acker der Welt, und trotz mancher Rückschläge und schwieriger Böden fährt er am Ende eine reiche Ernte ein.] Wachstum ist verheißen!

So weit so gut! *Bibelkundlich* sind wir damit auf dem Stand der Dinge. In *unseren Tagen* aber von einer wachsenden Kirche zu reden, könnte wie das Pfeifen ängstlicher Kinder im Wald wirken. Denn die Wahrheit ist doch, dass wir nicht eine wachsenden Kirche, sondern das Schrumpfen der Kirche erleben.

### **„Minuswachstum“: Von der schrumpfenden Kirche Ostdeutschland**

*These 2: Im Osten Deutschlands ist die Kirche massiv geschrumpft: Die dritte nach-konfessionelle Generation steht dem christlichen Glauben ahnungslos und skeptisch gegenüber. Die Lage der Kirche in Ostdeutschland ist nicht mehr volksskirchlich, sondern missionskirchlich (Wolfgang Huber).*

Es erscheint in unseren Tagen fast so plausibel, von einer wachsenden Kirche zu sprechen, wie nach der Fußball-EM zu behaupten, die deutsche Mannschaft strebe mit festem Schritt die Krone bei der WM 2006 an, und überhaupt zeigten Ballack, Lahm und Kuranyi einen so begeisternden Fußball, dass man nur bester Dinge sein könne im Blick auf die Zukunft.

Als Greifswalder Theologe lebe ich in einer schrumpfenden Kirche. Das Schrumpfen hat seinen Anfang im 19. Jahrhundert genommen, als mit der bäuerlichen Kultur auch der Boden der kirchlichen Kultur verloren ging. Die DDR vollendete nur, was viel eher begann: Ein innerlich nie recht angenommenes Christentum wurde vom SED-Regime schnell hinweggefegt. Wer nur formal zur Kirche gehörte, war in der Regel dem Widerstand des programmatischen Atheismus nicht gewachsen. Allein die Vertriebenen aus Hinterpommern belebten nach dem Krieg das kirchliche Leben. Den Menschen wurde der Glaube gründlich ausgetrieben: Er widerspreche dem wissenschaftlichen Weltbild, und er stehe der Erneuerung der Gesellschaft im Wege. Heute treffen wir auf die Kinder und Enkel derer, die damals aus Kirche und Christentum auswanderten. Wir stoßen auf eine Generation, für die Konfessionslosigkeit der Normalfall ist. Erstaunen erregt nur die Auskunft, man gehöre zur Kirche. Unsere Jüngste war eines

von drei oder vier Kindern in der Klasse, die konfirmiert wurde. Der klassenweise Gang zur Jugendweihe erstaunt dagegen niemanden und wird nach wie vor gefördert.

„Verstehen Sie sich als atheistisch oder christlich?“, wurden Passanten am Leipziger Hauptbahnhof gefragt. Eine Antwort lautete: „Weder noch, normal halt“. Vielleicht geht da sogar der Begriff der „Gottesvergessenheit“ nicht weit genug, da wir es mit Menschen zu tun haben, denen das Evangelium „als einladendes Lebensangebot“ noch nie begegnet ist.

Das Minuswachstum in Pommern setzt sich auch heute fort. Zwar ist das Potenzial für Kirchenaustritte fast erschöpft, aber die wirtschaftlichen Engpässe erzeugen ein neues Minuswachstum: Wer gehen kann, geht! Die Abwanderung entzieht auch der Kirche den Nachwuchs.

Unter dem Strich zeigt sich das alles in nüchternen Zahlen:

zu unserer Pommerschen Kirche gehören noch etwa 110.000 Menschen, das sind etwa 20 % der Bevölkerung.

In der Hansestadt Stralsund mit etwa 60.000 Menschen wurden 2002 gerade 38 Jugendliche konfirmiert, während 564 zur Jugendweihe strömten. Wir taufen in Pommern nur noch jedes 10. der sowieso nicht sehr zahlreichen Neugeborenen. Neu eingeführt wird in Greifswald dagegen wieder die Namensweihe für Neugeborene. Wir haben nur noch etwa 10.000 Gemeindeglieder unter 18, das Schwergewicht der Kirche liegt bei den über 60-jährigen.

Im Osten leben wir nicht mehr in volksskirchlichen Verhältnissen, sondern in missionskirchlichen Verhältnissen

(W. Huber). Darum wird zunehmend der Grundauftrag der Kirche, nicht für sich da zu sein, sondern für andere, die Gott noch nicht kennen, neu durchbuchstabiert. Bischof Abromeit in Greifswald sagt: „Wir leben in einer Situation, die uns missionarisch fordert.“ Sie fordert uns so, wie es Bonhoeffer bereits 1944 formulierte: „Wie kann Christus auch der Herr der Konfessionslosen werden?“

*Westdeutschland*

*These 3: Auch im Westen zeigen sich nach langen Emigrations- und Erosionsprozessen die Symptome einer kleiner werdenden Volkskirche. Bei aller Dankbarkeit für das noch Gegebene gilt: Das „religiöse Monopol“ ist nicht mehr gegeben. Kirche findet sich wieder auf einem Markt der Anbieter von Sinn, Trost, Wahrheit und religiösem Erlebnis und muss ihre universale Botschaft von einem partikularen Standort aus zu Gehör bringen. Auch hier naht das Ende des „Konstantinischen Zeitalters“.*

Ich erspare uns jetzt die Nacherzählung all der Fakten, die auch im Westen zu Traditionsabbrüchen führen: die Emigration aus der Kirche, mindestens in die Halbdistanz, oft aber über die Grenzen der Kirche hinaus, und die Erosion in der Praxis des Glaubens, also etwa in der Weitergabe des Glaubens in der Familie und in der Fähigkeit, über

den eigenen Glauben Rechenschaft zu geben. Diese Lage ist anders, zumal es an vielen Orten noch relativ gesunde volkscirchliche Verhältnisse gibt, etwa auch hier bei Ihnen in Württemberg – mit großartigen Möglichkeiten. Aber durch die Traditionsabbrüche und das kulturelle Gesamtklima hat sich auch hier etwas fundamental verändert. Um es in der Sprache des Marktes zu sagen: Die Kirchen befinden sich in einer neuen Situation, weil sie *das uralte Religionsmonopol verloren* haben und sich nun plötzlich auf einem *Markt religiöser Optionen* wieder finden. Ob es ihnen gefällt oder nicht, sie müssen sich plötzlich um ihre „Abnehmer“ mühen und sie umwerben. Warum soll jemand bei der Kirche und nicht beim weltlichen Beerdigungsredner Trost suchen? Warum soll jemand bei der Kirche und nicht im esoterischen Wellness-Tempel Kraft tanken? Ob es der Kirche gefällt oder nicht, die Menschen verhalten sich wie Kunden: Sie haben die Wahl und wollen überzeugt werden. Das gilt umso mehr, je größer ihr Abstand zur Kirche ist. Auf dem Markt hat Kirche eine partikulare Lage, auch wenn ihre Botschaft eine universale Reichweite beansprucht. Für die Kirche in Deutschland geht eine Epoche zu Ende. Das Konstantinische Zeitalter geht zu Ende. Es ist nicht mehr selbstverständlich dazuzugehören. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass das öffentliche Leben kirchlich durchprägt wird. Und für die Menschen heißt das: Das Christentum ist nicht mehr selbstverständliches Erbe. Es ist eine Wahl unter anderen. Und für die Kirchen bedeutet das: Die Zugehörigkeit zur Kirche wird immer weniger durch die Kultur gestützt, sie muss immer stärker von der Person, vom einzelnen selbst gewollt, getragen und erhalten werden. Wir sind sehr weit vorangeschritten auf dem Weg von einem „kulturgestützten“ zu einem „persongestützten“ Christentum. Wir müssen Abschied nehmen von der Selbstverständlichkeit des Christlichen in der Gesellschaft. Dann aber wäre unser Reden von der wachsenden Kirche nur der verdeckte Ausdruck unserer Sorge, ja unserer Angst, was denn kommt, wenn es mit der uralten Gestalt der Kirche zu Ende geht. Oder?

### **Innere Veränderungen**

#### **Nicht von der Kirche und ihrer Krise denken, als ob es Gott nicht gäbe**

*These 4: Die größte Versuchung bestünde darin, „gottlos“ von dieser Krise der Kirche zu denken und in ihr nicht Gottes Ruf zu hören bzw. mit Gottes Möglichkeiten zu rechnen. Dann würde die Krise der Kirche „festgestellt“.* Worin besteht die große Versuchung der Kirche? Um es in der Sprache der Politiker zu sagen: Die Versuchung besteht darin, dass nicht nur „die Menschen da draußen im Land“ die Welt und das Leben so anschauen, als ob es

Gott nicht gäbe („etsi deus non daretur“), sondern dass auch wir in der Kirche die Kirche so anschauen, als ob es Gott nicht gäbe. Anders gesagt: Wir lassen uns nur zu leicht von der Gottesvergessenheit anstecken. Diese Variante des Unglaubens haben auch Pfarrerinnen und Kirchengemeinderäte, Theologieprofessoren und Hauskreisleiterinnen nicht hinter sich. Werden wir der Gottesvergessenheit infiziert, dann beginnen wir, auch die eigene Krise anzuschauen, als ob es Gott nicht gäbe. Wir werden dann je nach Lage und Mentalität hektisch betriebsam oder resigniert passiv auf die Gegebenheiten reagieren. Wir werden uns aber nicht von Gottes Geist inspirieren lassen, der das Vertrauen zu Gott stärkt und nüchterne Schritte tun lehrt. Wir drohen „Gott in der Krise“ zu vergessen und rechnen nicht mehr mit seinen Möglichkeiten, die Krise auch zum Wendepunkt zu machen. Die Wirklichkeit der Kirche, wie sie jetzt ist, wird dann im wahrsten Sinne des Wortes „festgestellt“. Die Krise als Wendepunkt aber bedeutet aber eben auch: Weil Gott Kirche will und Kirche erhält, wird er vielleicht dieses oder jenes Kirchentum sterben lassen, aber dann die Kirche Jesu Christi in neuer Gestalt auch neu aufblühen lassen. Es mag dann ein kirchliches Zeitalter, das Konstantinische Zeitalter zu Ende gehen, aber das ist nicht das Ende der Möglichkeiten Gottes.

### **Sich von der Schrift aufklären lassen**

*These 5: Nicht Resignation, nicht Flucht in Träume kann uns weiterbringen. Es bringt uns weiter, wenn wir uns als Angefochtene neu betend von der Bibel aufklären, heilsam zurecht- und auf den Weg bringen lassen.*

Die Alternative zu unserer eigenen Gottesvergessenheit besteht nicht darin, uns in positivem Denken zu üben oder uns Illusionen hinzugeben. Die Alternative besteht nicht darin, die Augen zu verschließen vor den Schrumpfungsprozessen. Sie besteht nicht in verzweifelterm Bemühen.

Sicher ist denen zuzustimmen, die uns nahe legen, nach Visionen für die Kirche zu trachten. Das tut z. B. der katholische Pastoraltheologe Paul Zulehner.

*Moderne Organisationsentwicklung lehrt, dass ein Unternehmen, das vorankommen will, wissen muss, wo es hin will. Dazu braucht es . . . eine Mission, die aus der Vision kommt. Die Vision ist dann aber nichts anderes als der Stern, der den Weisen voranging und dem folgend sie beim gesuchten Kind an der Krippe ankamen (vgl. Mt 2,1-12).*

Ohne Frage sind Visionen wichtig. Eine Vision vermag Passion zu erzeugen. Sie weckt Leidenschaft für das Erträumte.

Und: Sie schafft Prioritäten: Wir wissen nun, wozu wir ja sagen und wozu wir nein sagen. Gute Ideen, die uns kommen, werden sortiert. Stimmen sie nicht zur Vision, sagen wir: „Gute Idee, machen wir auch nicht!“ Sagt man uns

von außen: „Aber da muss sich doch die Kirche engagieren“, so folgen wir nicht jedem Ruf und beugen uns nicht jeder Zumutung. Damit werden auch die Kräfte gebündelt und nicht zerstreut.

Aber Visionen an sich sind noch nicht der Ausweg. Die biblischen Propheten hatten alle Hände voll zu tun, die Träume ihrer Zeitgenossen als Trugbilder zu entlarven. Für Jeremia bestand geradezu ein Grundgegensatz zwischen den eigenen Träumen und dem Wort Gottes (Jer 23,28). Jesus hatte zu kämpfen mit den Traumbildern seiner Jünger, die nach der Macht strebten und sich die Thronplätze neben Jesus sichern wollten (Mk 10,37). Visionen an sich sind es also noch nicht.

Die Alternative besteht darin, uns neu von Gott selbst über uns selbst als Kirche aufklären zu lassen. Wir müssten als angefochtene Kirchenleute in die Schrift schauen und dort erfahren wir, wer wir in Wahrheit sind und was wir von unserer Zukunft erwarten dürfen. Christen sind nach Luthers Einsicht Menschen, deren Leben von Gebet, Schriftbetrachtung und Anfechtung bestimmt wird. Von Oratio, meditatio und tentatio, so hat er 1539 geschrieben. Als Angefochtene suchen wir in der Schrift betend nach neuer Inspiration und Orientierung – und auch nach Korrektur. Als Betende lassen wir uns befragen und auch zurecht bringen, korrigieren, auch zur Buße führen. Ohne Hinkehr zu dem, was Gott will, ohne Hinkehr zu seinem Willen in Verheißung und Gebot kann eine Kirchengestalt auch sterben – nicht wachsen, aber sterben!

*These 6: Dabei entdecken wir, wie Gott in der Krise den nötigen Wandel und neues Wachstum anbahnt. In der Apostelgeschichte wird z. B. das Wachstum der Gemeinde Jesu häufig durch Entwicklungen in Gang gebracht, in denen die Gemeinde gezwungenermaßen auf existentiell bedrohliche Krisen antwortet.*

Anders gesagt: Diese Gemeinde wuchs, indem sie sich wandeln musste. Sie geriet in Krisen, ja in Gefahr. Aber mitten in der Krise führte Gott seine Kirche zu neuem Wachstum. Sie konnte nicht mehr zurück, Altes war unwiederbringlich verloren, aber gerade so eröffnete sich das Neue für die Gemeinde, zuweilen ein Neues wider Willen, das erst nach einiger Überredung angenommen wurde.

Wir können das schnell überprüfen:

- In Apg 6 wird das Diakonenamt eingeführt. Es ist die Antwort der Gemeinde auf die Krise, die durch das Aufbegehren einer Gruppe vernachlässigter hellenistischer Witwen entstand. Als die Strukturkrise überwunden ist, wächst die Gemeinde auch wieder.
- In Apg 8 wird die Mission in Samaria in Gang gesetzt. Aber das geschieht, nachdem und weil die Gemeinde in Jerusalem verfolgt wurde und sich viele der Christen

über ganz Judäa und Samaria verstreuten.

- In Apg 10 wird Petrus zum Missionar des römischen Spitzensoldaten Kornelius. Aber das wird er nur nach einer tief greifenden persönlichen Krise, die sein Bild vom Evangelium und dem Dienst als Zeuge des Auferstandenen auf den Kopf stellte.

- In Apg 18 hat Paulus in Korinth bestenfalls mäßig Erfolg zu verbuchen. Achtkantig ist er aus der Synagoge verjagt worden. Aber in der Nacht begegnet ihm der Auferstandene, spricht ihm Mut zu, fordert ihn auf, ja nicht zu schweigen, sondern weiter zu predigen und verheißt ihm: Ich habe ein großes Volk in dieser Stadt (18,9f). Wachsende Kirche – und es ist doch nichts davon zu sehen, es ist nur im Zuspruch des Auferstandenen da. Aber daraufhin hat Paulus 1½ Jahre in Korinth gepredigt und Gemeinde gebaut. Mit dieser Zusage im Rücken, der er mehr traute als dem, was er sah.

Zweierlei ist wesentlich an dieser neuen Perspektive: Zum einen erspart sie der Gemeinde nicht die schmerzhaften Abschiede vom Alten. Zum anderen erspart sie der Gemeinde auch nicht das ordentliche Arbeiten für ihre Zukunft. Aber für beides gibt Gottes Verheißung den Mut und den langen Atem. Diese alten Geschichten haben offene Ränder, sie sind noch nicht zu Ende erzählt. Sie legen uns vor, was Gott zu tun in der Lage und zu tun bereit ist.

### **Geordneter Abbau und mutiger Aufbau gleichzeitig**

*These 7: „Downsizing“ ist unvermeidbar und muss professionell und kirchenverträglich organisiert werden. Daneben aber braucht die Kirche, die auf Grund der Verheißungen Gottes wachsen will, den Mut aufzubrechen und Neues zu wagen – und dafür auch zu investieren.*

Was kann nun aber der Kirche in Württemberg geraten werden? Es macht keinen Sinn, Ihnen ein paar einfache Ratschläge zu übergeben. Es geht nur in einem Bündnis für die wachsende Kirche. Da müssen missionsorientierte Theologen ein Bündnis eingehen mit Diakonikern und Bildungsfachleuten, da brauchen wir die, die etwas von den Kindern verstehen und die, die sich mit dem Zukunftsthema Nr. 1 befassen, dem Methusalemkomplex unserer Gesellschaft.

Bisher geht es oft so: Wir hören miteinander Predigten und Vorträge. Dann, nach den Predigten und nach den Reden auf Synoden und Kirchentagen gehen alle wieder an die richtige Arbeit, und die leisten die Verwaltungen und die Strukturausschüsse. Sie machen Vorschläge für den geordneten Rückzug, den Abbau der Pfarrstellen, den Verzicht auf Dienstleistungen, die Kürzungen der Budgets. So erwecken wir zuweilen den Eindruck, dass wir mit großer Ernsthaftigkeit bemüht sind, zu retten, was zu retten ist.

Unser Bestreben ist es, auf kleinerem Niveau etwas von dem zu bewahren, wofür Kirche steht, möglichst als Volkskirche. Das aber geht nur mit bitteren Einschnitten. Wir sind wirtschaftlich gesprochen, mit „Downsizing“, also dem Herunterfahren des Vorhandenen beschäftigt. Und nicht das ist das Problem, denn es wäre fahrlässig, unnüchtern und respektlos gegenüber denen, die mit spitzem Bleistift rechnen müssen, wenn wir so täten, als wäre das nicht nötig. Ohne Frage ist „Downsizing“ nötig. Wir müssen abbauen, Schrumpfungsprozesse organisieren, damit nicht ungeordnet wegbricht, was auf keinen Fall wegbrechen darf. Bischof Axel Noack aus Magdeburg sagt sogar, wir müssten lernen, fröhlich kleiner zu werden. Das also ist nicht das Problem. Das Problem ist eher, dass sich unser Tun im wahrsten Sinne des Wortes darin erschöpft. Paul Zulehner ruft: „Kein Aufbruch droht!“ Wir müssten die Kraft aufbringen, zeitgleich und parallel den Abbau und den Aufbau zu organisieren. Es wird kein Wachstum geben, wenn wir nur „downsizen“. Es wird nur Wachstum geben, wenn wir zugleich an einigen Stellen konzentriert, mit gefalteten und mit zupackenden Händen, aufbrechen und uns in Richtung auf neues Wachstum bewegen. Der ganze Satz des Bischofs aus Magdeburg lautet nämlich so: Fröhlich kleiner werden müssen wir – und dabei wieder wachsen wollen! Neben schmerzhaften Einschnitten ist auch Investition nötig. Das aber heißt: Vielleicht müssten wir über das Nötigste hinaus noch etwas mehr einsparen und das Eingesparte tapfer investieren in Zukunft, in Hoffnung auf eine wachsende Kirche.

***Ein erster Investitionsvorschlag: Neben dem nötigen Umbau und dem schmerzhaften Abbau sollte die Kirche investieren, und zwar in geistliche Prozesse auf der Ebene der Gemeinden und Werke, die zu biblisch inspirierten Visionen führen. In Westfalen und im Rheinland geschieht dies z. B. mit der so genannten Perspektiventwicklung.***

Dabei versammeln sich Leitungsgremien, Hauptamtliche, Engagierte, Interessierte und auch neugierig Kritische und durchlaufen einen Parcours geistlichen Entdeckens: Wo stehen wir zurzeit? Welches biblische Wort macht uns Hoffnung für unsere Zukunft? Wie sieht darum das Zielfoto aus? Anders gesagt: Was sehen wir vor uns, wenn man unsere Gemeinde in fünf Jahren filmen könnte? Und welche Maßnahmen müssen wir dazu ergreifen? Anders gefragt: Was müssen wir lassen, was neu anfangen, was verstärken? So geschieht dann auch ein „prophetischer Umgang mit der Bibel“ (Peter Böhlemann), mit der Zuversicht, dass Gott einen Plan mit der konkreten Gemeinde hat, und dass er diesen Plan im Prozess der Gruppe,

die betend und fragend die Bibel liest, entdeckt.

### **Eine wachsende Kirche wird eine missionarische Kirche sein**

*These 8: Nicht als das „Hobby der besonders Frommen“, sondern als Grundauftrag der ganzen Kirche geht es um Mission: Mission ist nicht nötig, weil es der Kirche schlecht geht, sondern weil Gott sich nach den Menschen sehnt (Lk 19,1-10). Aus der Perspektive der Gewinner von Mission wird deutlich, dass es ohne gelungene Mission nicht zu gesunden Glaubensbiografien käme.*

Mission ist in den letzten Jahren aus der Schmutzdecke herausgeholt worden. Auf der EKD-Synode 1999 hat Eberhard Jüngel kräftige Worte gefunden für eine missionsmüde Kirche: „Wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wieder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung.

. . . Die Kirche . . . kann als die von seinem Geist bewegte Kirche nicht existieren, wenn sie nicht auch missionierende und evangelisierende Kirche ist oder wieder wird.“ Mission darf nicht das „Hobby“ einer bestimmten theologischen Richtung sein.

Mission ist aber nicht deshalb nötig, weil es zurzeit der Kirche nicht gut geht. Wir haben es bei diesem Thema vielmehr mit Gottes unbändiger Sehnsucht nach Menschen zu tun. Diese Sehnsucht äußert sich in jenem „muss“, das Jesus bewegt, wenn er zu Zachäus sagt: In deinem Hause muss ich heute einkehren (Lk 19,5). Oder wenn er den Leuten von Kapernaum widerspricht, die „ihren Jesus“ gerne für sich behalten wollen, die gerne unter sich wären, als eine Gemeinde, in der man sich wohl fühlt. Ich muss, so sagt es Jesus, weiter, in die anderen Städte, auch die müssen hören von der Liebe Gottes (Lk 4,43). Im Missionsbefehl tritt uns diese Sehnsucht entgegen. Sie artikuliert sich in dem umfassenden Wunsch Gottes, alle Menschen möchten Jünger Jesu werden. Dabei geht es um die alle einschließende Liebe Gottes. Es geht nicht um den Ausschließlichkeitsanspruch der christlichen Kirche, es geht um die wundersame Tatsache, dass Gottes Liebe alle einschließt: Keiner ist ausgeschlossen, wenn es heißt: Macht alle zu Jüngern. Allen wird die Erfahrung gegönnt: Ich bin ein von Gott geliebter Mensch, mein Leben ist wertvoll. Ich darf um Christi willen leben. Allem Volk gilt das Evangelium und darum ist auch allem Volk das Evangelium zu bezeugen. Das ist das Herz unseres Themas und der tiefste Grund, warum auch Gott von einer wachsenden Kirche träumt.

Was ist dann die Aufgabe der Missionare? Eine kleine Szene im Markusevangelium (10,46-52) zeigt das Wesentliche. Als die Umherstehenden aufhören, Bartimäus von Jesus fernzuhalten, da werden sie zu Missionaren, denn sie rufen ihm zu: Sei getrost! Steh auf! Jesus ruft dich! Das

tun Missionare, sie geben einen Ruf in die Nähe Jesu an andere Menschen weiter: Sei getrost! Steh auf! Jesus ruft dich! Und Mission erreicht ihr Ziel, wenn Menschen aufstehen, getrost werden und sich Jesus anvertrauen.

Hören wir dann auf Menschen, die gerne Christen sind und fröhlich glauben, dann erzählen sie uns nicht vom religiösen Hausfriedensbruch, sondern berichten, dass da – Gott sei Dank – Menschen waren, die sie auf ihrer geistlichen Reise begleitet haben. Wer glaubt, berichtet darum in der Regel von gelungener Mission. Er erzählt von den Menschen, die in seinem Leben Missionare waren. Oft ist es die Mutter, die am Bett betete, der Religionslehrer, der Zweifel ernst nahm und doch zu glauben schien, der Leiter in der Jugendgruppe, der zu begeistern wusste, die Gemeinde, die in der Not da war und diakonisch half, der Pastor, der freundlich und störrisch zum Glaubenskurs einlud. Wir haben uns angewöhnt, mehr vom Missbrauch der Mission zu reden und zu wenig von den „Gewinnern der Mission“, den glaubenden Menschen, die es ohne Mission nicht gäbe.

Ich erzähle nur andeutend von solchen Menschen im Umfeld unseres missionarischen GreifBar-Gottesdienstes in Greifswald:

– Da ist Martin, ein 40-jähriger Musiker, konfessionslos, der auf einem Feuerwehrfest vom Pfarrer angesprochen wird. „Ich brauche Sie als Musiker für ein neues, modernes Gottesdienstprojekt. Haben Sie nicht Lust mitzumachen?“ Er hörte dies, wie er später erzählte, „wie eine Berufung“, fand zum Glauben und bezeugt seinen Glauben in der Popkulturszene Greifswald. Seine Geschichte als „Gewinner“ von Mission: Ich werde gebraucht. Ich habe etwas Wertvolles (nicht: Wir haben etwas, was du nicht hast!)

– Da ist Horst, ein 50-jähriger Koch, der nach einem GreifBar-Gottesdienst auf die Kommentarkarte schrieb: Dies war der erste Gottesdienst in meinem Leben – und es war so bewegend! So viel Liebe. Ihn sprach besonders der Segen an (nicht die Predigt!). Seine Geschichte als „Gewinner“ von Mission: Ich bekomme Kraft für meinen Alltag, die Dinge noch einmal neu und anders anzupacken. In der Osternacht haben wir ihn getauft.

– Da ist Silke, eine 35-jährige Sekretärin, konfessionslos, seit 10 Jahren arbeitslos. Nach einem Grundkurs des Glaubens möchte sie sich taufen lassen und strahlt vor Freude. Sie weiß nun mit Gewissheit, das sie etwas wert ist. Sie sagt, sie habe das im Grundkurs gehört und erfahren. Sie kann ganz anders „aufblicken“. Ihre Geschichte als „Gewinnerin“ von Mission: Ich habe auch ohne Arbeit Würde.

*These 9: Als Protestanten sollten wir aber auch lernen zu sagen: Uns liegt die Kirche am Herzen. Wir haben*

*Nachholbedarf im Blick auf ein positives „Kirchengefühl“ (Paul Zulehner). Es gilt nicht nur, zum Glauben zu rufen, sondern auch in die Gemeinde einzuladen. Im Neuen Testament bedeutet Christwerden immer auch: Glied am Leib Jesu werden, „hinzugetan werden“ zum Volk Gottes. Der Glaube bedarf außerdem der stützenden Struktur (Peter L. Berger).*

Eines will ich dazu noch ganz deutlich sagen: Eine wachsende Kirche wird es nur geben, *wenn wir Protestanten uns endlich ein positives „Kirchengefühl“ (Paul Zulehner) leisten.* Wir halten es mit der Kirche so wie Gustav Heinemann mit Deutschland: Als Heinemann gefragt wurde: „Lieben Sie Deutschland?“, hat er geantwortet, er liebe seine Frau. Wir Protestanten bilden uns gerne etwas darauf ein, dass wir die Kirche natürlich nicht lieben. Es wäre vielen von uns geradewegs peinlich, Menschen auch für die Kirche gewinnen zu wollen. Nein, unser Gespräch mit ihnen, unsere Mission in Zusammenleben, Dialog und Zeugnis soll frei bleiben vom Zweck, die Kirche in ihrem Bestand zu sichern, gar wachsen zu sehen. Nein, es sei doch die Hauptsache, wenn Menschen mit dem Evangelium in Berührung kommen, nicht aber, dass sie dann auch zur Gemeinde kommen. Die Einladung, sich dann auch taufen zu lassen, Glied der Gemeinde zu werden und sich zu den Versammlungen zu halten (Hebr 10), kommt uns nur schwer von den Lippen. Damit aber ist ein nicht geringer Teil unserer gegenwärtigen Probleme hausgemacht, selbst verschuldet. Unsere protestantische Kirchendistanz ist unhaltbar:

– Theologisch sollten wir uns aufklären lassen, dass seit den Tagen des Neuen Testaments das Heil eine überaus soziale Erfahrung darstellt: Wir werden Christen eben als Glieder am Leib Christi, als Menschen, die zum Volk Gottes hinzukommen. Äußerstes Erstaunen hätte die Feststellung zurzeit der Apostel und Propheten erweckt, man könne auch in mehr oder weniger freundlicher Distanz zur Kirche ein guter Christenmensch sein. Da ist doch ein enger Zusammenhang zwischen dem Evangelium und der Kirche. Martin Luther bringt es auf den Punkt: „Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein, wiederum Gottes Volk kann nicht ohne Gottes Wort sein, wer wollt’s sonst predigen oder hören, wo kein Volk Gottes da wäre? Und was könnte oder wollte Gottes Volk glauben, wo Gottes Wort nicht da wäre?“ Wer also möchte, dass das Wort Gottes wächst, der wird auch wollen, dass die Gemeinde wächst und darum auch Mut machen, sich zur Gemeinde verbindlich zu halten.

– Unter der Perspektive der Mission ist es ebenfalls nötig, ein evangelisches Kirchengefühl zu entwickeln: Wer soll denn in der nächsten Generation das Evangelium bezeugen,

wer soll denn für die Gegenwart der guten Nachricht in der Gesellschaft sorgen, wenn wir so sorglos mit der Zukunft der Kirche umgehen? Bestandssicherung ist dann kein Schimpfwort, wenn es darum geht sicherzustellen, dass auch morgen und übermorgen Menschen da sind, die nicht nur anonyme, sondern sichtbare und hörbare Christen sind.

– Unter soziologischer Perspektive ist es gleichermaßen fahrlässig, die Frage der Gemeindlichkeit des Glaubens zu unterschätzen. Seit langem mahnt uns der Soziologe Peter Berger, die Bedeutung von stützenden Strukturen für das Überleben des Glaubens nicht zu unterschätzen. Nach seiner irdischen Seite braucht der Glaube den anderen, der auch glaubt. So wie die ganze Welt am „dünnen Faden des Gesprächs“ hängt, so hängt auch der Glaube am Gespräch des Glaubens, an der Gemeinde. Angesichts der Infragestellung des Glaubens muss es die anderen geben, die mich im Glauben bestätigen und bestärken. Und diese anderen dürfen auch nicht an der Peripherie meines kleinen Kosmos angesiedelt sein, so dass es bestenfalls dann und wann zum Gespräch kommt. Während sich Zahnschmerzen ganz von allein plausibilisieren, ist der Glaube nicht aus sich selbst heraus plausibel, sondern braucht die stützenden Strukturen der Gemeinschaft und des Gesprächs. Sonst hält er dem Widerstand nicht stand. Der Widerstand kann aus dem erfahrenen Unsinn kommen, aus Leid und Not. Er kann aber auch aus der Begegnung mit konkurrierenden Sinnwelten kommen. Dann muss die Konversationsmaschine des Glaubens erst recht gut geölt sein und beständig laufen, sonst droht der Glaube einzuknicken. Das ist eben die Erfahrung der protestantischen Kirchen in Ostdeutschland und Tschechien: Innerlich nie recht angenommene Tradition, verbunden mit protestantischer Kirchendistanz – das überlebte den Angriff des politisch gewollten Atheismus nicht. Ganz anders war es mit dem kirchenverliebten Katholizismus Polens. Darum wird eine wachsende Kirche auch Geselligkeitsformen schaffen und fördern, die dem aufkeimenden Glauben Stabilität geben. Dann kann der Glaube nicht nur entstehen, sondern auch bestehen, dann kann er nicht nur bestehen, sondern auch wachsen und dann wird er nicht nur wachsen, sondern auch anderen bezeugt und so weitergegeben. Merke: Die evangelische Kirche, will sie wachsen, braucht ein neues, ein positives Kirchengefühl.

### **Handlungsvorschläge**

#### **Eine wachsende Kirche investiert in Menschen und ermöglicht geistliche Wachstumsprozesse**

Was können wir tun, damit Menschen in unserer Kirche

zum Glauben finden und im Glauben wachsen können?

Aus vielem wähle ich zwei Vorschläge:

*These 10: Eine wachsende Kirche müsste möglichst vielen Menschen möglichst viele Gelegenheiten geben, in den Glauben hinein zu wachsen und im Glauben zu reifen.*

Menschen sind der eigentliche Schatz der Kirche. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die, die in Lohn und Brot bei der Kirche sind, aber auch die, die im Ehrenamt mitwirken. Vielleicht auch die, die am Rand stehen und von uns noch gar nicht entdeckt wurden. Das Beste, was wir für sie tun können, ist Wertschätzung und so etwas wie ein geistliches Wachstumsprogramm für Christen und solche, die es werden möchten.

Die anglikanische Kirche hat empirisch untersucht, wie erwachsene Menschen heute zum Glauben finden. Die meisten Menschen, so heißt es da, kommen zum Glauben, indem sie über eine längere Strecke begleitet werden. Wie die Emmaus-Jünger, die Jesus unerkannt begleitete, denen er zuhörte, die er unterwies und mit denen er zu Tisch saß. Die Frage von John Finney war schlicht: Welche Faktoren spielen eine Hauptrolle, damit Menschen zum Glauben kommen? Das Ergebnis war zunächst enttäuschend.

Vieles, worauf sie lange gesetzt hatten, führte nicht zum Wachstum. Große Events spielten keine entscheidende Rolle, christliche Medien spielten nur eine recht kleine Rolle. Was aber bedeutend war, waren Beziehungen. Menschen finden zur Gemeinde und dann auch zum Glauben durch Beziehungen. Da war der christliche Ehepartner, Nachbar, Arbeitskollege, da war der Pastor, der ins Haus kam und in einer schwierigen Lage beistand. Man hat in England Erwachsene gefragt, die sich taufen oder konfirmieren ließen: Welche Faktoren waren entscheidend für Ihren neuen Zugang zu Glauben und Gemeinde? Und die meisten antworteten, indem sie von menschlichen Beziehungen erzählten. Von Menschen, bei denen sie sich nie wie Missionsobjekte vorkamen, die aber etwas ausstrahlten von der Freude des Glaubens. Von Menschen, die nicht nur aus taktischen Gründen Beziehungen pflegten, aber mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit auch von dem redeten, was ihr Leben im Innersten zusammenhält. Von Menschen, die nicht beim Pizzaessen unruhig hinund herrutschten, ungeduldig, wann sie endlich ihr Glaubenswissen loswerden könnten, sondern Menschen, die zu reden begannen, wenn sich eine Tür auftat, eine natürliche Gelegenheit, auch von Gott und seiner Gemeinde zu sprechen.

*These 11: Eine wachsende Kirche lebt von einer „großen Koalition“ von beziehungsstarken „Alltagsmissionaren“ und glaubenweckenden Programmen der Gemeinde wie z. B. befristeten Glaubenskursen. In ihnen findet die begleitete geistliche Reise statt, die den Glauben weckt*

*und wachsen lässt.*

Aber es gehört noch etwas anderes hierher: Wir müssen uns diese Beziehungen nämlich recht nüchtern vorstellen. Vielleicht denken wir nun an lauter Menschen, die wie kleine Theologieprofessoren im Alltag ihren Nächsten das Evangelium erklären. Aber so war es in England nicht. Diese Alltagsmissionare waren vielleicht viel bescheidener. Sie war beziehungsstark, das ist wohl wahr. Und sie waren auskunftswillig, d.h. sie hielten nicht hinter den Berg mit ihrer Liebe zu Gott und ihrem Engagement in der Kirche. Aber sie hatten vor allem Gemeinden im Rücken, die gute Angebote machten für suchende Menschen. Es geht also um eine große Koalition zwischen den Alltagsmissionaren einerseits und den Gemeinden andererseits. Und es ist schon eine Wachstumsgeschichte der besonderen Art, die in England erzählt wird. Fast 2 Millionen Menschen haben in den letzten 15 Jahren in England an Glaubenskursen teilgenommen, vor allem am Alpha-Kurs und am *Emmaus*-Kurs.

Die neueren Glaubenskurse arbeiten fast alle nach diesen Prinzipien: Von der Seite der Gemeinde wurde also das beziehungsstarke Tun der Alltagsmissionare unterstützt durch ein regelmäßiges Angebot für suchende Menschen. Dieses Angebot ist befristet, das ist wichtig für den stark beschäftigten postmodernen Menschen. Bei Emmaus z. B. wird an höchstens 15 Abenden das kleine 1×1 des Glaubens vorgestellt: Was Christen glauben, wie man überhaupt Christ wird, wie Christen ihre Beziehung zu Gott und ihre Beziehung zu ihren Mitmenschen gestalten. Da geht es um Gebet und Bibel, Abendmahl und Gemeinschaft, aber auch um den alltäglichen Umgang miteinander. Und das Ganze geschieht nicht durch lange Vorträge – es gibt immer nur kurze Impulse und viel Zeit, miteinander zu reden und gemeinsam vor der aufgeschlagenen Bibel zu entdecken, was es bedeutet, ein Christ zu werden und zu sein.

Haben wir am Anfang gehört, dass die Menschen mindestens im Osten in einem Klima der Gottesvergessenheit leben, so geht es heute darum, den Menschen ein „Klima des Glaubens“ anzubieten, sie in eine „Atmosphäre des Evangeliums“ zu bitten. Es ist nicht genug, vom Glauben zu reden. Der Glaube braucht bestimmte klimatische Umstände, um entstehen und wachsen zu können. Ein Klima ist mehr als eine inhaltlich korrekte Auskunft! Es ist die Atmosphäre, die dazu führt, dass wir uns wohl fühlen und öffnen oder aber abgestoßen werden. Es braucht freilich auch die Auskunft, die nicht durch eine unklare, wenn auch herzliche Stimmung ersetzt werden kann. Gemeinde schaffe also eine Atmosphäre des Glaubens, in der Menschen so von der Liebe Gottes berührt und bewegt, aufgeklärt und zur Entscheidung befreit werden, dass sie beginnen,

ihr Leben neu im Glauben zu leben.

Eine begleitete Reise – unterwegs zum Glauben, das ist die Idee, und irgendwann ergibt es sich, dass Menschen ein Gebet sprechen, mit dem sie sich Christus anvertrauen, oder dass sie sich taufen lassen bzw. ihrer Taufe erstmals voller Vertrauen gedenken. Nach 15 Abenden ist Schluss. Das gehört zur Fairness des Angebots. Aber es gibt weitere Angebote. Zu Emmaus gehört nicht nur ein Grundkurs des Glaubens, sondern auch weiterführende Angebote. Wachstum im Glauben ist das Thema dieser Folgekurse, damit möglichst viele Menschen möglichst viele Gelegenheiten bekommen, im Glauben weiterzukommen. Vier Kursbücher für Kleingruppen in der Gemeinde werden dazu angeboten.

[Nun könnte man meinen, dies alles sei ein Angebot von „denen drinnen“ für „die draußen“. Aber es gibt noch eine weitere Überraschung: Zuerst haben nämlich „die drinnen“ von diesem Angebot profitiert. Die sich zur Gottesdienstgemeinde halten, kamen und nahmen das Angebot an.

Und so mancher entdeckte zum ersten Mal in einem langen kirchlichen Dasein, was das Evangelium mit seinem eigenen Leben zu tun hat. So lernen „die drinnen“ mit „denen draußen“. Und miteinander kommen sie neu auf den Weg des Glaubens. „Die drinnen“ machen eine ganz frische und unverbrauchte Erfahrung mit dem Glauben und werden gerade so motiviert, ihre Rolle als Alltagsmissionare anzunehmen. Und „die draußen“ werden als Personen ernst genommen, die auf eine begleitete Reise gehen.

Haben sie dann das Evangelium entdeckt, werden sie wie von selbst mit großem Eifer anderen davon erzählen. Das fällt „denen von draußen“ oft leichter als „denen drinnen“.

Es geht ihnen wie von selbst über die Lippen.] Neugewonnene Menschen sind der beste Wachstumsfaktor, den eine Gemeinde haben kann. Das meine ich, wenn ich vorschlage, geistliche Lebensentwicklungsprogramme in den Gemeinden mit Priorität zu fördern. Dabei will ich gar nicht für den *Emmaus*-Kurs werben. Er ist nur einer unter vielen und das Material hat durchaus Schwächen.

***Ein zweiter Investitionsvorschlag: Bei Glaubenskursen wie „Emmaus“ geht es um strukturierte Prozesse, die Menschen auf ihrer geistlichen Reise begleiten und inspirieren. Wenn wir eine wachsende Kirche wollen, dann müssen wir an dieser Stelle investieren und möglichst vielen Menschen (solchen „drinnen“ und solchen „draußen“) möglichst viele Gelegenheiten geben, im Glauben zu wachsen.***

Auf Dauer wird das auch eines der größten Wachstumshindernisse unserer Kirche überwinden. Was ist dieses Wachstumshindernis? Ich sehe es darin, dass wir im Blick auf das allgemeine Priestertum eher schwächer als stärker

geworden sind. Unsere Kirche ist nach wie vor eine Kirche der Hirten, in der das „Schweigen der Lämmer“ nicht überwunden ist. Wollen wir das „Schweigen der Lämmer“ überwinden, dann müssen wir in Personen investieren, also geistliche Wachstumsprozesse durch geistliche Bildungsprogramme initiieren.

Unser Greifswalder Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (das Württemberg so freundlich mit einer Stelle unterstützt) will noch weiter gehen: Unsere schrumpfende Kirche wird sich das flächendeckende Netz der Pastoren nicht mehr wie bisher leisten können. Sie wird die Zahl der Pfarrstellen weiter drastisch reduzieren müssen. Sie leidet zugleich unter der jahrzehntelangen Abwanderung der Eliten. Wir stehen damit vor einer riesigen Herausforderung: In Menschen investieren bedeutet in Pommern, Menschen zuzurüsten, die vor Ort Verantwortung für eine Gemeinde übernehmen können.

**Ein dritter Investitionsvorschlag: Wir wollen in den nächsten Jahren 50 ehrenamtliche Gemeindeleiter ausbilden. Wir wollen sie zurüsten, Gottesdienste zu gestalten und Prozesse der Gemeindeentwicklung zu verantworten. Unterstützt werden könnten sie durch reisende Pfarrer, die im Sinne des apostolischen Besuchsdienstes den Gemeinden vor Ort mit Rat und Tat zur Seite stehen.**

In Pommern würde dies – menschlich gesprochen – 5 vor 12 geschehen. In Kirchen, die noch besser dastehen, wäre es eine Investition in die Zukunft, die noch in der „Komfortzone“ in Gang gebracht werden könnte.

### **Eine wachsende Kirche passt ihre Strukturen den missionarischen Bedürfnissen an**

Eine weitere Wachstumshemmung sehe ich darin, dass wir sehr beharrlich sind, wenn es um unsere kirchlichen Strukturen geht. Ich beschreibe nur einen Bereich kirchlicher Strukturen, aber einen Bereich, in den zu investieren sich lohnt.

*These 11: Unsere parochiale Kirchenstruktur bedarf der Ergänzung durch netzwerk-orientierte Gemeinschafts- und Gemeindeformen, die wir als Landeskirche in kirchendistanzierte Netzwerke hineinpflanzen (in Lebensräume wie Schulen, altersorientiert in Jugendkirchen oder in entstehende Beziehungsnetze).*

Seit den Tagen Karls des Großen ist unsere Kirche nach einem bestimmten Muster strukturiert. Dieses Muster ist eng mit dem Konstantinischen Zeitalter verknüpft. Das kirchliche Leben bildet das politische Dasein ab, denn wer Bürger ist, ist auch Christ. Da wo ich wohne, bin ich einer Kirche, und zwar dem Gebäude wie der Dienstleistung des

Pfarrers, zugeordnet. Dort soll ich zum Gottesdienst gehen. Dort werde ich getauft, konfirmiert, getraut und bestattet. Diese lokale Struktur erstreckt sich über das ganze Land. Die Landkarte ist wie auf dem Katasteramt fein parzelliert und wie Grundstücke liegt Gemeinde neben Gemeinde und bedeckt das ganze Land. Dieses Prinzip nennen wir Parochialkirche.

Vielleicht beginnen wir heute zu ahnen, dass dieses flächendeckende Modell von innen gesehen kaum zu erhalten ist. Bei uns in Pommern sind die Einschnitte bereits erheblich. Pfarrer haben Bezirke zu betreuen, die so groß sind, dass ihr Dienst eher denen von Handlungsreisenden dient. Es wird immer schwerer, Kirche flächendeckend anzubieten.

Heute entdecken wir aber auch, dass unser flächendeckendes Modell auch von außen problematisch wird, aus missionarischer Perspektive. Im Blick auf die wachsende Kirche wird das parochiale System allein auf Dauer nicht ausreichen. Die Krise ist wiederum ein Ruf zu Neuem. Warum? Der wesentliche Grund liegt darin, dass sich das Leben der Menschen massiv verändert hat. Sie leben in der Regel nicht mehr nach den alten lokalen Mustern. Die Mobilität der meisten führt dazu, dass sie nicht da arbeiten, wo sie wohnen, und dass sie ihre Freizeit wiederum woanders verbringen, ja dass ihre wesentlichen Kontakte nicht mehr nachbarschaftlicher Art sind. Die neueste englische Studie bringt dies auf den Begriff: Das Leben wird am wenigsten noch von Nachbarschaften, am kräftigsten aber von Networks, von Beziehungsnetzen bestimmt. Wer an einem Ort lebt, lebt darum noch lange nicht zusammen, und wer zusammen lebt, lebt längst mehr unbedingt an einem Ort. Wir erreichen die entkirchlichten Netzwerk-Menschen nicht mehr mit unserer Nachbarschafts-Strategie. Damit erreichen wir nur noch – trotz unserer Behauptung, Kirche für alle zu sein – die nachbarschaftsorientierten Menschen. Das sind oft die, deren Leben nicht mehr „mithält“ mit Tempo und Beweglichkeit: ältere Menschen, Alleinerziehende, wirtschaftlich Schwache, Arbeitslose.

Dazu kommen einige wenige, die Gerhard Schmidtchen schon vor 30 Jahren als „unwahrscheinliche Gottesdienstbesucher“ bezeichnete. Sie kommen, obwohl sie eigentlich sozial und kulturell und milieumäßig nicht dazupassen. Sie kommen meist, weil sie besondere Beziehungen zu überzeugenden Christenmenschen hatten. Aber sie dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen: Unsere Strukturen verschließen vielen den Zugang zur Kirche.

Darauf müsste eine wachsende Kirche reagieren. Sie müsste es tun und nicht anderen, etwa den Freikirchen überlassen. Sie müsste es aus freiem Antrieb und missionarischer Liebe heraus tun. Im Grunde müsste sie aus der Missionstheologie der Äußeren Mission lernen: Dort hat

man lange schon begriffen, dass eine missionarische Kirche sich in eine Kultur hineinpflanzen muss. Sie muss gleichsam einen Akt der Inkarnation vollziehen: Wie der Gottessohn sich in eine bestimmte Zeit begab, an einem bestimmten Ort zur Welt kam und dort eben in Gestalt eines jüdischen Zimmermanns, so müsste sich Kirche neu inkarnieren in die Netzwerk-Gemeinschaften unserer Gesellschaft. Und das würde aus missionarischen Gründen bedeuten, in Ergänzung zu den territorialen Gemeinden, also den bestehenden Ortsgemeinden, auf Dauer auch nicht-territoriale Gemeinden zu pflanzen, in bestimmte Netzwerke hinein zu pflanzen. Nur so könnte sie wachsen, nämlich über die engen Milieugrenzen hinaus, die unser Gemeindeleben heute einschränken.

Das eher unter wirtschaftlichem Druck entstandene Thema Regionalisierung müsste also missionstheologisch weiterentwickelt werden:

– Parochien sind – gerade im Blick auf das „Ensemble der Opfer“ weiterhin die Grundform kirchlicher Mission, die das Evangelium für jedermann erreichbar macht. Der Blick auf die Armen unserer Zeit bewahrt uns vor arroganter Geringschätzung lokaler Gemeinden. Jesu Passion für die Armen bekommt so eine neue Facette. Die etwas unterbestimmte Beziehung zwischen Parochie und missionarischer Diakonie wäre hier zu bedenken.

– Parochien sollten aber in der Region zu Absprachen kommen, die z. B. missionarische Schwerpunktbildungen erlauben und Gemeinden helfen, in der Region einen Beitrag zum missionarischen Auftrag zu liefern.

Nicht jeder muss alles können und machen – manche Gemeinde lebt mit chronisch schlechtem Gewissen, weil nicht alle erreicht werden, aber auch, weil sie sich zuviel vornimmt. Worin sind wir stark? Wen können wir erreichen? Wo können wir einen Schritt über unsere Grenzen tun? Aber auch: Was können andere besser? Wo können wir uns verabreden und von den anderen profitieren? Gemeinden müssten durchlässig füreinander werden und auch hinnehmen, wenn Mobilität einschließt, dass Menschen sich passende Gemeindeformen aussuchen und zwar unabhängig vom Wohnort, gebunden an Netzwerke. Der Fortgang des „Reiches Gottes“ in einer Region wäre dann wichtiger als der „kirchturmorientierte Gemeindeaufbau“.

– Dazu käme als dritter Schritt die Neupflanzung von Gemeinden, die wir Netzwerkgemeinden nennen möchten, und die sich in ihrem Profil auf bestimmte Zielgruppen ausrichten und entsprechende kulturelle Lebensformen ausprägen. Die Einheit der Kirche wird ja nach CA VII durch Wort und Sakrament und nicht durch Zeremonien erhalten. Es ist besser, solche Neupflanzungen aktiv anzugehen und kirchlich zu steuern als dem Wildwuchs

zu überlassen. Sie sollten unter dem Dach der Kirche sowohl frei sein zur Ausbildung ihres Programms als auch gebunden an die größere kirchliche Gemeinschaft. Neupflanzungen erlauben traditionellen Gemeinden, ihre Stärken weiter zu pflegen und behutsam fortzuentwickeln, sie erlauben neuen Gemeinschaften das Experiment, um der bisher nicht erreichten Menschen willen andere Versammlungsformen auszuprobieren. Sie sind damit gleichermaßen missionarisch bedeutsam wie pluralismusfähig. Solche Neupflanzungen möchte ich nicht gerne Personalgemeinden nennen. Das klingt eher nach einem „Klüngel“, der sich um einen wie auch immer begnadeten Prediger sammelt. Ich möchte sie nach den jeweiligen Netzwerken benennen, in die hinein sie gepflanzt werden, so wie wir es übrigens schon mit Studentengemeinden oder Anstaltsgemeinden immer gehalten haben. Aber es müssten jetzt Schulgemeinden hinzukommen, die die Tendenz zur Ganztagschule als Chance begreifen und die Schule als Lebensraum für viele nun auch missionarisch in den Blick nehmen. Es müssten Jugendkirchen entstehen, die die besondere Kommunikation mit der Kultur Jugendlicher pflegen, auch missionarische Gemeinden für bestimmte entkirchlichte Milieus. Viele erreichen wir nicht, weil unsere Zeitstrukturen, Musikstile, Veranstaltungsgewohnheiten, unsere Art der Kommunikation, das Design unserer Räume, der Geschmack unserer Teesorten und Kekssortimente nicht mit ihrem Leben kompatibel sind. Sie wollen nicht als liebe „Schwestern und Brüder“ angeredet werden und zur Kollekte für das Gustav-Adolf-Werk animiert werden. Eine wachsende Kirche wird, wenn sie die Menschen hat, Gemeinden pflanzen, die sich auf eine fremde Kultur einlassen. Wichtig ist dabei, dass die Gestalt dieser neuen Kirchen etwas Neues sein wird. Sie wird kein Klon der alten Gemeinde sein, sondern in der Begegnung mit der neuen Kultur und im betenden Horchen auf die Schrift wird etwas Neues entstehen, das sich die Schönheit der neuen Kulturen aneignet und ihren Gottlosigkeiten widerspricht. So wird eine Gemeinde in einer Netzwerkkultur der Mobilität Rechnung tragen und doch für verbindliche und verlässliche Beziehungen eintreten, um dem vagabundierenden postmodernen Menschen wieder Heimat zu bieten. Ich komme zum Schluss: Aufgeklärt und ermutigt durch Gottes Verheißungen gewinnen wir Zutrauen zur Zukunft unserer Kirche. Das ist die Vision. Wir wissen, worum sich unser Gebet drehen wird. Und wir werden zielorientiert für eine wachsende Kirche arbeiten. Damit könnten wir im Unterschied zu Alice im Wunderland recht genau sagen, wohin wir wollen: zu einer Kirche, die nicht nur „downsized“, sondern wächst. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit."